



Foto: Quelle Günther Maria Halmer

„Ich hab  
das Leben  
einfach  
mal laufen  
lassen.“



GÜNTHER MARIA HALMER

Interview: Dominik Baur  
Portraits: Florian Bachmeier

aus: **MUH 33  
Sommer 2019**  
(c) **MUH Verlag  
GmbH**

Text und Bilder: Abdruck nur mit Ge-  
nehmigung der MUH Verlag GmbH;  
Zitieren bitte mit Quellenangabe  
[www.mu.h.by](http://www.mu.h.by)

aus: MUH 33  
Sommer 2019  
(c) MUH Verlag  
GmbH

Text und Bilder: Abdruck nur mit Genehmigung der MUH Verlag GmbH; Zitieren bitte mit Quellenangabe www.muh.by



**Ja, mei, der Tscharli! 45 Jahre ist das jetzt her, dass Günther Maria Halmer die Hauptrolle in den „Münchner Geschichten“ gespielt hat. Und noch heute wird er auf keine Figur so oft angesprochen wie auf den Tscharli Häusler. Dabei hat der Mann noch rund hundert andere Rollen gespielt – und nicht die schlechtesten. Müssen wir also wirklich auch noch einmal über den Tscharli reden? Logisch!**

Dieser verreckte Buchsbaumzünsler! Günther Maria Halmer steht in seinem Garten und zeigt auf die alten Buchsbäume. Die kleine Raupe aus dem Fernen Osten hat sie alle befallen. Gegen den hast du keine Chance, schimpft der Schauspieler. Man ist nur mal kurz fürs Foto nach draußen gegangen, es ist einer der ersten schönen Frühlingstage des Jahres. Im Gartenteich wuseln aufgeregt die Goldfische umher. Halmer ist fasziniert, wie die jedes Jahr wieder den Winter überstehen, selbst wenn der Teich praktisch nur noch aus Eis besteht. Der Garten ist weitläufig, viele Obstbäume. Schon seit Anfang der Achtziger wohnen die Halmers hier an der westlichen Grenze des Chiemgaus. Durch die Fensterfront im Wohnzimmer kann man den Wendelstein sehen. Und etwas weiter rechts lässt sich das gut zehn Kilometer entfernte Rosenheim erahnen. Hier kam Halmer vor 76 Jahren auf die Welt kam und von hier wollte er als junger Mann eigentlich immer nur weg. Weg von den Schlägen, dem Kleinstadtmief, der Engstirnigkeit. Und dann landete er doch wieder in der Gegend. Die Kinder waren jung, man suchte halt etwas auf dem Land. Und dann stand hier dieses herrliche Grundstück zum Verkauf. Das Dorf ist winzig: eine Kirche mit Zwiebelturm, fünf Sträßchen, mehr ist da nicht. In einem der anderen Häuschen

wohnte just eine seiner früheren Lehrerinnen. Erst im vergangenen Jahr ist sie gestorben. „Die hat mir in der Schule oft Taten gegeben“, erzählt Halmer. Das wollte sie dann natürlich nicht mehr hören, als Halmer prominent und ihr Nachbar wurde.

Halmer spricht viel von „Bürschln“ und „Würschtl“, wenn er von der Rosenheimer Zeit erzählt. Es klingt nicht gerade freundlich, aber auch nicht verbittert. Einfach nur ehrlich. Es gibt Käsekuchen, er macht noch schnell Kaffee. Spricht dabei über die Leinwandstars seiner jungen Jahre, über Conny Froboess, Peter Kraus. Kommt wieder zurück, setzt sich auf das weiße Sofa. So, können wir loslegen, Herr Halmer? „Ich dachte, das hätte ich bereits getan“, sagt er. Nun denn.

**„Mitbürger, Freunde, Römer, hört mich an! Begraben will ich Cäsar, nicht ihn preisen.“ Woran denken Sie, wenn Sie diese Worte hören??**

Das ist die berühmte Rede des Marc Anton in Shakespeares „Julius Cäsar“. Das war mein Text bei der Aufnahmeprüfung an der Falckenberg-

Schule. Die hab ich sogar noch auf Tonband. Grauensvoll. Ich hab so dilettantisch vorgesprochen, dass man es nicht für möglich gehalten hat. Und das mit meinem Urbairisch. Ich wusste ja gar nicht, wie man so etwas spricht.

**Wie hat sich das angefühlt, da plötzlich auf einer Bühne zu stehen?**

Das war ein grauenhaftes Gefühl. Man geht da raus, hinter einem die dunkle Bühne, und dann steht man da ganz alleine. Unten sieht man so schemenhaft zehn, zwölf Menschen. Man hört nur die Stimmen: „Wie heißen Sie? Aha, was haben Sie uns mitgebracht? Machen Sie mal!“ Und dann merkt man plötzlich: Man ist nackt. Man ist nicht mehr der coole Typ, für den man sich gehalten hat. Die Situation war mir ganz fremd. Das war ein Test, ob ich begabt bin. Ich hatte so was noch nie machen müssen. Ich hab immer nur Filme gesehen und gesagt: Das kann ich auch. Ich hab gemeint, lässig auf einem Pferd zu sitzen und zu sagen „Zieh, Fremder!“ – das wäre Schauspielerei. So was in der Art. Jetzt merkte ich plötzlich: Ich bin ja eine vollkommene Null. Ich kann gar nichts. Gar nichts. Ich war ein Trottel.

**Sie sind fast im Boden versunken?**

Ja, klar. Und die Sprache! Alles ganz merkwürdig verschachtelt, wie man nie gesprochen hat. Das ist ja ganz pelzig. Da meint man, man redet Bauklötze. Und dann denkt man sich: Was ist denn das für ein seltsamer Beruf? Die anderen haben alle wunderbar hochdeutsch gesprochen, und die waren viel weiter als ich. Ich war ja ein Naturbursche, der da hinkam und sich plötzlich in einer ganz anderen Welt wiedergefunden hat. Und dann hieß es: Da unten sitzt ein Mann, der heißt Everding, und der ist ganz wichtig.

**August Everding, der damalige Intendant der Kammerspiele. Mit den Großen des Theaters waren Sie damals noch nicht so vertraut?**

Nein, überhaupt nicht. Alle anderen, die da im Vorraum gewartet haben, haben von großen Schauspielern wie Therese Giehse, Peter Lühr und Martin Benrath gesprochen, das waren ihre Vorbilder. Ich kannte die nicht, ich kannte überhaupt keine Bühnenschauspieler, nur Filmschauspieler. Ich war auch noch nie in einem Theater gewesen. Das hatte mich bis dahin auch nicht interessiert. Vielleicht wäre ich nie Schauspieler geworden, wenn ich vorher gewusst hätte, dass ich da erst mal Theater spielen muss, Text ler-

nen und auf der Bühne stehen. Für mich hieß Schauspielerei: Durch die Welt reisen, an tollen Drehorten spielen – und auf jeden Fall Film.

**Und dann?**

Weit bin ich mit der Rede aber auch nicht gekommen, dann hieß es schon: „Ja, danke, ist okay.“ Da war mir klar, dass ich durchgefallen bin.

**Sind Sie aber nicht.**

Was wirklich eine große Überraschung war. Die haben wahrscheinlich gemerkt, dass da ein tiefer, tiefer Wunsch in mir war, dass ich unbedingt Schauspieler werden wollte. Wenn sich bei denen ein 24-Jähriger bewirbt, der vorher in einer kanadischen Asbestmine gearbeitet hat, ist das halt etwas anderes, als wenn jemand direkt nach der Schule kommt und sagt: Ach ja, Schauspielerei wäre auch was Schönes. Bei mir war Leidenschaft dahinter, und das haben die wohl gespürt. Und dann fanden sie mich vielleicht auch als Persönlichkeit, als Charakter interessant. Der Grund, weshalb sie mich genommen haben, war sicher nicht, dass ich begabt vorgesprochen hätte. Ganz bestimmt nicht.

**Sie wurden also mehr trotz als wegen Ihrer Darbietung genommen?**

Ja, natürlich. Aber das war ja erst mal nur eine Zusage auf Probe. Nach drei Monaten und dann noch mal nach einem Jahr haben sie wieder ausgesiebt. Am Anfang waren wir knapp 15 Schüler, am Ende sind noch 6 oder 7 übriggeblieben, die die Bühnenprüfung abgelegt haben.

**Klingt nach keiner entspannten Zeit.**

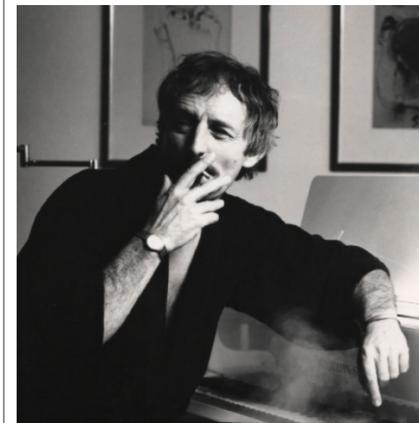
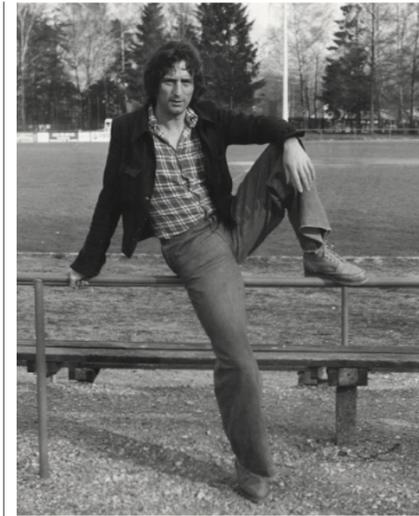
War es auch nicht. Da gab es schon sehr viel Druck. „Was spielen Sie für eine Scheiße hier? Gehen Sie mal raus, und schauen Sie, wie ein Mensch geht, und dann kommen Sie wieder rein.“ Solche Sätze waren ganz normal. Da durfte man sich nicht kaputt machen lassen, das musste man wegstecken. Aber das konnte ich. Ich war ja so glücklich, dass ich endlich wusste, was ich werden wollte. Und dann war ich auf dieser renommierten Schauspielschule! Die Otto-Falckenberg-Schule – da haben sie früher in Rosenheim immer so getan: Schau, da ist die Julia Hansmann, die ist Schauspielerin, die war auf der Falckenbergschule! Das war was ganz Großes. Dabei kennt die Frau heute keiner mehr.

**Gutes Stichwort, bleiben wir einen Moment in Rosenheim!**

In Rosenheim bin ich aufgewachsen. Es war eine Zeit, die vor allem geprägt war von Problemen und Niederlagen ...

**... und Ihrem Vater.**

Meinem Vater gingen die Watschn schon immer leicht von der Hand. Für ihn war klar, dass körperliche Gewalt ein ganz normaler Teil der Erziehung ist. Er war da auch völlig hilflos, er hat gesagt: Ja, was soll ich denn machen, wenn du nicht gehorchst? Als dann aufkam, dass die Lehrer in der Schule die Schüler nicht mehr schlagen durften, hat mein Vater das als grotesk gefunden. Da ist er in die Schule gegangen und hat zu meinem Lehrer gesagt: Wenn Sie meinen Sohn hauen, kein Problem, von mir kriegen Sie keine Schwierigkeiten. Manche Lehrer haben das auch gerne ausgenützt. Aber ich hab das als normal empfunden. Das war jetzt nicht so, dass ich gedacht habe: Mein Vater hasst mich.



linke Seite: Günther Maria Halmer in seiner Paraderolle als Tscharli Häusler 1974 und beim Fototermin nach dem MUH-Besuch im April 2019; diese Seite: Fotos aus dem Privatalbum: Halmer als viriler Reißer in den 70ern, als ABC-Schütze 1949 und in a jazzy mood in den 80ern

**Aber Ihrer Autobiografie kann man entnehmen, dass Sie trotz allem immer unter dem Eindruck litten, ihn zu enttäuschen.**

Natürlich. Für meinen Vater war das eine Schmach, wenn man ihn gefragt hat, was ich mache. Er hätte gern gehabt, dass ich Abitur mache, studiere und Rechtsanwalt in Rosenheim werde, oder noch besser: Notar. Stattdessen habe ich schlechte Schulnoten heimgebracht und war einer, dem die Leute immer nur gesagt haben: *Du wirst irgendwann im Gefängnis landen, wenn du so weitermachst.* Wenn man in so einer kleinen Welt aufwächst, dann ist man allein, einsam, verloren. Und wann immer man eine Meinung äußert, schütteln alle anderen den Kopf, was das für ein Schwachsinn ist.

**Sie haben sich dann nach der Schule im Hotelfach versucht – nachdem Sie eine Komödie gesehen hatten, die in einer Hotelfachschule spielte. In Ihrem Buch beschreiben Sie auch, wie Sie dann auf einer Sprachschule in Paris waren und dort möglichst Belmondo-like durch die Stadt gezogen sind. Haben Sie anfangs immer versucht, „Filme nachzuleben“? Kann man das so sagen?**

Wahrscheinlich. Ich hab' mich eigentlich permanent beobachtet, wie von einer anderen Warte aus. Was macht der jetzt? Wie verhält der sich? Der – der ich war. Und dann haben mich Filme schon immer sehr beeinflusst. Auf das Hotelfach bin ich durch die Felix-Krull-Verfilmung mit Horst Buchholz gekommen.

**Mitte der 60er haben Sie dann alle Zelte in Europa abgebrochen und sich auf den Weg nach Kanada gemacht. Auch diese Abreise lief erst mal wie nach Drehbuch – auf einem Ozeandampfer.**

Auch da habe ich mich wie ein Außenstehender beobachtet, diesen coolen Typ, der da auf diesen riesigen Dampfer steigt. Die Kajüte hat dann aber anders ausgesehen, als ich mir das vorgestellt hatte. Im Film hatten die immer so Suiten mit Meerblick, und dann war das plötzlich so eine ganz enge fensterlose Vierbettkabine. Eigentlich habe ich damals die ganze Zeit ein irreales Leben gelebt. Die Arbeit in Kanada hätte ich wahrscheinlich nicht ausgehalten, wenn ich das Gefühl gehabt hätte: Das ist dein Beruf, das musst du jetzt machen. Aber ich hab auch das wieder als eine Rolle gesehen: Cool, ich malochte in einer Mine, unter lauter echten Männern, die da schaufeln, ich hab' einen Bart. Es gibt da auch Bilder, wo ich mich ganz lässig mit einem Gewehr in der Hand habe fotografieren lassen.

**War das Ihr persönliches „Out of Rosenheim“? Plötzlich ganz weit weg auf sich gestellt sein?**

Ja. Das fand ich gut. Mal weg. Ich musste weg von dieser Gedankenwelt der Rosenheimer, die mich immer beeinflusst haben, die mir immer gesagt haben, wie das Leben geht – und ich hab's ihnen nicht geglaubt, weil ich ja oft im Kino war, und die Menschen im Kino waren ganz anders. Das waren ganz andere Typen, die haben ganz anders gelebt. Wenn ich im Film irgendwelche Amis auf einer Dachterrassenswohnung in New York gesehen habe, habe ich mich gefragt: Warum muss ich dann daheim mit so einem Ölofen leben? Die Menschen in Rosenheim, die mir immer erklären wollten, worauf es im Leben ankommt, das waren keine wahren Ratgeber, sondern das waren Bürschl-Ratgeber. Woher weiß denn mein Onkel Franze, wie's Leben geht? Der ist doch nie aus Ro-

senheim rausgekommen! Die hatten keine Ahnung vom Leben. Ich natürlich auch nicht, aber ich wollte rauschauen in die Welt. Auf der Schauspielschule hatten wir später so eine Sprechübung, die hieß: „Wenn dein Ross ist gescheiter als du selber, der Reiter, so lasse dem Rosse die Zügel und halte dich nur im Bügel.“ So ist es. Ich hab' gedacht, ich lass das Leben jetzt auf mich zukommen. Für meine Leute in Rosenheim war das natürlich eine völlig schwachsinnige Idee: Geht der da nach Kanada und weiß nicht, was er will. Hat keinen Plan, kennt niemanden. Und ich hab gesagt: Was soll ich denn planen für eine Welt, die ich überhaupt noch nicht kenne? Ich lass' das alles auf mich zukommen.

**Und dann haben Sie sich plötzlich auf der Asbestmine wiedergefunden.**

Ja. Erst bin ich in Montréal angekommen, habe aber sehr schnell gemerkt, dass das nicht meine Stadt ist. Dann habe ich einen getroffen, der mit mir auf dem Schiff in der Kajüte war, der hat gesagt: Komm doch mit mir mit. Der hatte Verwandte in Edmonton, damals noch eine richtige Wildweststadt. Meine Fähigkeiten aus dem Hotelfach habe ich da nicht brauchen können. Also bin ich zu so einem Arbeitsvermittlungsbüro der Chamber of Mine gegangen. Es hieß, die suchen immer jemanden. Tatsächlich haben die mir dann gleich ein Flugticket für denselben Abend in die Hand gedrückt. Ich konnte kaum Englisch und hatte keine Ahnung, wohin es geht. Aber ich habe das Leben einfach mal laufen lassen. Und das war das Beste, was ich machen können. Plötzlich war ich auf dieser Mine. Ich war 22 und habe viel Geld verdient. Ich konnte jeden Monat 500 Dollar sparen, das waren damals 2.000 Mark. Da habe ich mir gesagt: Ich bleibe jetzt so lange hier, bis ich weiß, was ich werden will.

**Sie lebten als Jugendlicher so stark in der Welt des Films, eigentlich schwer vorstellbar, dass die Idee, Schauspieler zu werden, so spät kam.**

Nietzsche sprach mal von der „Gefahr einer zu großen Bewunderung“. Wenn man etwas zu sehr bewundert, dann kommt man nicht auf die Idee, dass man das auch selber machen könnte. Aber dann war da dieser Typ in der Mine, ein Österreicher, und der hat gesagt, er geht jetzt nach Hollywood. Einfach so. Dabei hat der nicht ausgesehen, wie ich glaubte, dass Filmschauspieler auszusehen haben: wie Rock Hudson oder John Wayne. Das war auch nur so ein Würschtl! Und wenn der sich das traute, warum sollte ich mich das nicht auch trauen?

**Sie wussten endlich, was Sie wollten?**

So ist es. Der Wunsch war vielleicht verkapselt schon immer da gewesen, aber in meiner Kleinstadtwelt hätte



## „Für mich war der Tscharli die Revanche an meinen Lehrern und meinem Vater.“



Szenen aus den „Münchener Geschichten“: Halmer mit Frithjof Vierock und Towje Kleiner auf dem langen Weg nach Sacramento und mit Serien-Oma Therese Giehse; unteres Bild links: Michaela May als Tscharlis Freundin Susi



ich nie gewagt, ihn zu äußern. Doch, einmal, so mit 12, habe ich zu einem Freund gesagt: Schauspieler, das würde mir gefallen. Das hat der aber dann einer sehr hübschen Sekretärin gesagt, die mir sehr imponiert hat, weil sie so einen großen Busen hatte. Und die hat nur gemeint: *Der mit seiner Nasen – nia!* Und damit waren meine Träume erstmal zerplatzt. Erst in Kanada, konnte ich mich wieder trauen, einen solchen Wunsch zu hegen. Da hat sich keiner lustig gemacht. Die haben gesagt: Ja, mach halt!

**Hätt's noch andere Optionen gegeben?**

Einer aus der Mine wollte, dass ich mit ihm nach Peru gehe, um Krokodile zu jagen. Krokodillleder war damals ein großes Geschäft. Kurzzeitig habe ich mir das ernsthaft überlegt. In Kanada kamen einem Dinge ganz normal vor, die man hier grotesk finden würde.

**Die Oma Häusler aus den „Münchener Geschichten“ hat mal über den Tscharli räsoniert, dass der schon was könne, wenn er wolle: „Er müsste einfach öfter wollen.“ War das beim jungen Günther auch so? Zumindest hat sich das mein Vater sicher auch oft gedacht.**

**War der dann froh, als sie nach zwei Jahren aus Kanada zurückkamen und nun einen klaren Berufswunsch hatten?**

Von wegen. Ich bin mit diesem großen Glücksgefühl heim nach Rosenheim gekommen, und da hieß es nur: *Um Gottes Willen! Du?* Und schon sinkt dein Selbstbewusstsein wieder, und plötzlich denkst du dir: Was habe ich mir da eigentlich für einen Schmarrn eingebildet? War ich blöd im Kopf? Die Aufnahmeprüfung habe ich dann eigentlich nur gemacht, weil ich das schon überall rumerzählt hatte. Aber wenn die mich nicht genommen hätten, wäre ich nie auf die Idee gekommen, die Prüfung noch mal zu machen oder mich woanders zu bewerben. Wahrscheinlich wäre ich dann nach Kanada zurückgegangen und hätte ein völlig anderes Leben geführt.

**So gingen Sie aber nun auf die Falckenbergsschule, bald kamen erste Theater-Engagements – und dann plötzlich die Aufforderung, sich bei einem gewissen Helmut Dietl zu melden.**

Genau. Ich hab mich gefreut und gedacht: *Oh, jetzt hat mich 's Fernsehen entdeckt!* Bei dem Termin haben die mich sehr lange warten lassen. Und als ich dann in das Büro gebeten wurde, saß da ein junger Mann mit Bart, die Füße auf dem Schreibtisch, sehr chic. Das war meine erste Begegnung mit Helmut Dietl. Da hat er mir erzählt, dass ich eventuell in Frage käme für eine Vorabendserie.

**Klingt, als sei er recht arrogant gewesen.**

Ja, total. Der Dietl war brilliant und hochintellektuell – aber auch ein Snob. Der hat immer edel gelebt. Seine Wohnungen waren grandios eingerichtet, der hat Hunderttausende für die Einrichtung und schicke Bilder ausgegeben, selbst wenn er gar kein Geld hatte.

**Haben Sie dann gleich zugesagt?**

Im Gegenteil: Ich hab' gleich gesagt, dass ich das nicht mache. Vorabend und Bairisch, das war ja ein Killer für die Karriere. So habe ich das zumindest damals empfunden. Damals waren Vorabendserien mehr ein Transportmittel für Werbung, das galt als Junk. Das wahre Fernsehen begann erst um viertel nach acht. Ich war sehr enttäuscht, dass mir so was angeboten wurde. Aber wenn man dem Dietl abgesagt hat, das hat ihn geradezu extrem gereizt.

**Wie war er denn auf Sie aufmerksam geworden?**

Ich hab zu der Zeit an den Kammerspielen Theater gespielt, „Sennentuntschi“ hieß das Stück, im Werkraumtheater. Da haben sie ihm gesagt, dass er da mal reingehen solle, da würde einer mitspielen, der interessant sein könnte. Das war aber nicht ich, sondern ein Kollege, der Felix von Manteuffel. Dann ist er wegen dem in das Stück gegangen, fand mich aber interessanter.

**Er soll Sie ja regelrecht beschattet haben.**

Ja. Der ist mir heimlich hinterhergestiegen und hat geschaut, wie ich gehe, wie ich bin, wie ich mich verhalte. Der Dietl war früher sehr genau im Besetzen, zum Schluss hat er dann mehr nach Namen besetzt.

**Dass die Therese Giehse auch mitspielt hat, war letztendlich das Argument, mit dem Helmut Dietl Sie überreden konnte?**

Genau. Die Therese Giehse kannte ich von den Kammerspielen. Und ich hab mir gedacht, wenn die Frau Giehse da mitspielt, dann kann es nicht so eine gschissene Vorabendserie werden. Wenn diese große Schauspielerin da mitmacht, dann konnte es so seicht nicht sein.

**Und wie hat er die Giehse rumgekriegt?**

Helmut Dietl war ein sehr begabter junger Mann. Vielleicht hat die Giehse das gerochen. Sie hatte einen sehr guten Blick für Begabungen. Außerdem hatte er ja zu dem Zeitpunkt schon ein Drehbuch. Vielleicht hat sie auch das überzeugt. Der Dietl hat eigentlich alle rumgekriegt, die er haben wollte.

**Ich vermute, dass Sie großen Respekt vor Therese Giehse hatten. Hemmt das, wenn man mit so jemandem spielen darf – gerade als Anfänger?**

Ich habe natürlich einen furchtbaren Respekt gehabt, die Frau war schließlich eine Legende. Aber sie hat es einem leicht gemacht mit ihrem Spiel. Ich habe mich sehr schnell in die Rolle des Tscharli hineinversetzen können, und sie war halt die Oma. Aber nur in der Rolle. Sobald die Kamera aus war, war es wieder Frau Giehse. In den Drehpausen hat sie auch kaum geredet. Sie saß dann mit verschränkten Armen auf ihrem Stuhl und hat höchstens mal „Ja, ja“ gesagt, wenn man sie angesprochen hat. Sonst hat sie mit großen, wachen Augen zugehört. Man fühlte sich immer sofort durchschaut von ihr.

**Der Tscharli ist für Sie schon mehr als nur eine Rolle gewesen, oder?**

Für mich war er die große Revanche an meinen Lehrern, meinem Vater, meinen Verwandten und Mitschülern. Eine große Genugtuung gegenüber all den Leuten, die mir prophezeit hatten, wie furchtbar ich enden würde. Natürlich fühlte ich mich auch sehr wohl in der Rolle, weil ich mich mit der Figur gut identifizieren konnte.

Halmer abenteuerlich unterwegs in den 80er Jahren; kleine Bilder: Ärger mit einer Rockergang in „Derrick“ 1979; als „ritterlicher“ Landjunker Ferdinand Falkland mit Diane Stolajan in der ZDF-Serie „Tödliches Geheimnis“ 1980 und mit Ben Kingsley in der Hollywoodproduktion „Gandhi“ von 1982



**Kann man sagen, dass Dietl Ihnen den Tscharli auf den Leib geschrieben hat?**

Natürlich, die „Münchener Geschichten“ haben gepasst wie ein Maßanzug. Dem Dietl war es sehr wichtig, seine Schauspieler zu studieren, sie kennenzulernen. Wir sind in der Zeit sehr oft Billard spielen gegangen. Wir waren eigentlich die ganze Zeit zusammen. Das ist die schönste Art künstlerischer Arbeit. Ich hab ihm meine Geschichten erzählt – von daheim, von Amerika, von Leuten, die ich kennengelernt habe.

**Das heißt, es sind Erfahrungen von Ihnen eingeflossen?**

Klar, ich hab' ihm erzählt, dass die Cowboys in Amerika immer Bohnen essen. Das hat er dann in der Folge „Der lange Weg nach Sacramento“ aufgegriffen. Oder ich hab ihm von Schulkameraden erzählt. Der eine hat eine Frau gehabt, das war so eine, die immer wenn wir uns getroffen und über alte Zeiten geredet haben, dazwischengegangen ist. Wenn er zum Beispiel gesagt hat: *„Weißt noch, wie wir damals beim Lehrer Thalmeier...“*, dann sie gleich: *„Was? Was? Was war das? Das hast mir nicht erzählt.“* Von der habe ich dem Dietl erzählt, und dann tauchte sie auch in den „Münchener Geschichten“ auf – als Freundin vom Gustl. Natürlich war es Dietl, der die Geschichten geschrieben hat, aber er hat das Material, das man ihm geliefert hat, gerne verwendet.

**Er soll es gar nicht geschätzt haben, wenn Schauspieler ihm in seine Dialoge reinreden wollten.**

Mit Recht! Einmal hat einer zu ihm gesagt: *Helmut, wäre das nicht besser, ich würde das soundso sagen.* Und er: *Wenn's besser wäre, hätte ich's geschrieben.* Es gibt ganz wenige Autoren, wo du wirklich das Bairische so auf den Punkt sprechen kannst, wie es im Drehbuch steht. Beim Franz Geiger war das vielleicht noch so, der hat auch bei den „Münchener Geschichten“ mitgeschrieben. Da ist jeder Satz eine Kostbarkeit. Und drum hat der Dietl schon Recht gehabt, dass er das nicht banalisieren hat lassen durch irgendwelche Besserwisseri von Schauspielern. Viele Drehbücher sind so, dass es eigentlich egal ist, was du sagst, solange der Sinn einigermaßen stimmt. Aber bei ihm war die Sprache immer ganz wichtig. Auch dieses gestelzte Bairisch, das er manche hat sprechen lassen. Wenn beispielsweise der Polizist sagt: *„Sie, gell, das ist eine Behauptung, was Sie da aufstellen!“* Oder wenn der Herr Ehrlicher, der Reisebürobesitzer, zum Tscharli sagt: *„Für einen jeden Kunden, der nicht bei mir bucht, mach' ich Sie verantwortlich.“* Das ist doch unheimlich gut.



Fotos: Bayerischer Rundfunk/Intertel Television GmbH (3); Quelle Günther Maria Halmer (1); ZDF/NMFP Helmut Ringelmann (1); ZDF/Patrick la Banca (1); Sony Pictures Home Entertainment (1)

**Hatten Sie auch Einfluss auf die Besetzung? Michaela May als Susi und Frithjof Vierock als Gustl – das sollen ja Ihre Vorschläge gewesen sein.**

Einfluss hatte ich keinen, aber ich habe ihm Namen genannt. Frithjof Vierock und ich haben zusammen am Residenztheater gespielt. Erst wollte der Dieltl sich den gar nicht anschauen, weil er dachte, dass einer, der Frithjof heißt, kein Bayer sein kann. Aber ich habe ihn beruhigt, dass der perfekt Bairisch spricht. Und dann hat er lange nach der Darstellerin der Susi, gesucht. Eigentlich wollte er die Uschi Glas haben. Aber die hat gesagt, sie macht kein Fernsehen, nur Film. Und dann hab' ich dem Dieltl gesagt, dass die Michaela May vielleicht was sein könnte. Die kannte ich nicht persönlich, aber ich hatte sie in einem Film gesehen.

**Wie war die Atmosphäre am Set? So locker, wie wenn der Tscharli und seine Freunde mal wieder eine „Riensensach“ durchziehen?**

Nein, die Dreharbeiten waren sehr ernsthaft. Man kann keine Komödie machen, wo man eine Gaudi im Team hat. Komödie ist etwas Ernstes. Der Dieltl war auch ein sehr ernster Mensch. Das sind ja viele, die Humor haben. Auch der Karl Valentin war ja sehr ernst. Ein Film, der dem Zuschauer Spaß macht, das ist keiner, wo man sich schon beim Drehen schiefacht.

**Haben Sie selbst eine Liebesszene in den „Münchner Geschichten“?**

Wenn der Tscharli als Zorro mit seinen Freunden aufs Siegestor zureitet, da muss ich schon lachen. Weil die Musik dazu auch so lustig ist. Was ich auch sehr gern mag, ist die Szene, wo ich dem Ehrlicher in der ersten Folge beim Vorstellungsgespräch erkläre, warum ich eben keine Mittlere Reife habe, sondern eigentlich eine Dreiviertelreife haben müsste und dass ja Englisch keine Fremdsprache in dem Sinne sei und ich ganz ehrlich zugeben müsse, dass ich Tamil nicht spreche. Aber das brauche man auch gar nicht so häufig, wie immer behauptet werde. Solche Dialoge gefallen mir sehr gut. Ich muss sagen, die „Münchner Geschichten“ waren schon von einer großen, großen Weisheit. Das war erstaunlich, wie der Helmut Dieltl mit seinen 27 oder 28 Jahren so etwas geschrieben hat. „Ziel“, sagt der Tscharli einmal, „Ziel ist scheiße. Ziel macht unfrei.“ Das würde ich auch jetzt noch unterschreiben.

**Warum?**

Weil ich ja alles andere ausblenden müsste, wenn ich ein Ziel hätte. Gerade in unserem Beruf ist es

Der Herr ist ein Charmeur: Halmer mit Gisela Schneeberger in „Zwei überm Berg“ 2012, mit Senta Berger in „Willkommen auf dem Land“ 2013 ...



... mit Uschi Glas 1981 in „Polizeiinspektion 1“; mit Maria Furtwängler in „Vom Glück nur ein Schatten“ und in Seklaune mit Thekla Carola Wied in „Ein Drilling kommt selten allein“



**„Ich kriege oft sperrige Typen angeboten. Aber ich bin ja auch ein schwieriger Mensch. Man hat halt so sein Image, und ich bin für viele einfach mittlerweile der Grantler, der Zwiderer.“**



aber sehr reizvoll, die Dinge auf sich zukommen zu lassen. Deshalb habe ich meine Karriere nie geplant. Ich hab' mir immer gesagt: *Schaumer mal, was jetzt passiert*. Jedes Jahr bin ich neugierig, was das Leben bringt, was für ein Drehbuch mir ins Haus flattert. Ich mag nicht wissen, was ich nächstes Jahr im Sommer drehe.

**Ahnten Sie schon bei den Dreharbeiten, dass die „Münchner Geschichten“ so einschlagen würden?**

Nein. Natürlich waren wir aufgeregt, als die erste Folge ausgestrahlt wurde, und haben uns gefragt: Wie wird das ankommen? Und dann war ja die erste Zeit null Reaktion. Erst nach der vierten, fünften Folge ging das los. Das hat einfach gedauert, bis sich das rumgesprochen hatte.

**Die „Münchner Geschichten“ haben bis heute Fans, die sich die Folgen immer wieder anschauen. Wie ist das mit Ihnen? Gehören Sie zu den Schauspielern, die sich ihre eigenen Sachen hinterher nie wieder anschauen?**

Die alten Sachen schau ich mir tatsächlich nicht mehr an. Während ich etwas drehe, interessiert es mich. Wenn es ganz frisch ist, schau ich mir auch an, wie es geworden ist. Aber alte Sachen muss ich nicht mehr sehen.

**Waren Sie mit Dieltl eigentlich eng befreundet?**

Zu der Zeit schon. Auch wenn es eine ungleiche Freundschaft war. Dieltl war nicht gern allein, da musste man dann auch mal antreten, wenn er nachts deprimiert war. Das kann natürlich auch auf den Wecker gehen. Er war aber auch wie so ein kleiner Bub:

Mit seinen Freunden hat er gespielt, und wenn er sich plötzlich gelangweilt hat, hat er sich halt andere geholt. Erst war's ich, später der Helmut Fischer und dann wieder ein ganz anderer.

**Wie kam es dann zum Bruch?**

Er hat an den Kammerspielen einen Theaterabend mit fünf Einaktern inszeniert – mit mir in allen Hauptrollen. Das hat aber nicht so recht funktioniert, und ich hab' zu ihm gesagt: *„Helmut, so geht das nicht, du kannst auf der Bühne nicht so inszenieren wie im Film.“* Und dann hat er irgendwann gesagt: *„Ich bin der Regisseur, du bist hier nur der Schauspieler, ist das klar?“* Das war's dann. Ich habe ihn damals auflaufen lassen, und er hat es mir nachgetragen.

**Sie hatten dann keinen Kontakt mehr, bis er Ende 2013 seine schwere Krebserkrankung öffentlich gemacht hat?**

Eigentlich nicht. Man hat sich halt mal auf einer Veranstaltung gesehen: *„Hallo, grüß dich, Helmut. Wie geht's?“* Mehr nicht.

**Und dann haben Sie ihm einen Brief geschrieben und ihn noch einmal getroffen.**

Ja, das hatte schon was sehr Rührendes. Er hatte ja Lungenkrebs im Endstadium, ich wusste, dass er bald sterben würde. Und dann sitzen da zwei alte Männer, von denen einer stirbt, und reden über die alten Zeiten, wie das war, als man die „Münchner Geschichten“ gedreht hat. Und plötzlich blüht man wieder auf in seiner Jugend und kichert wie früher. Wir hatten ja großen Einfluss auf das Leben des anderen. Mein Erfolg war sein Erfolg, und sein Erfolg war meiner. Wir sind gemeinsam bekannt geworden. Er starb dann ein paar Monate nach dem Treffen.

**Wie hat denn Ihr Vater auf die „Münchner Geschichten“ reagiert? War er am Ende dann doch noch stolz auf seinen Sohn?**

Nein, wir sind uns immer fremd geblieben. Mein Vater konnte mit meiner Welt nichts anfangen. So etwas wie Kultur gab es für ihn nur in der Kirche. Da hat man gesungen, da hat man Musik gehört. Ansonsten bestand das Leben für ihn nur aus Arbeit. Und ich war ein Springinkler. Der geht ins Kino, was für ein Kino? Der will Schauspieler werden, spinnt der? Deswegen war ihm auch später mein Erfolg fremd. Was macht der? Und damit kann man Geld verdienen? Für ihn war das nicht fassbar. Aber je älter ich werde, desto mehr habe ich Verständnis, fast Mitleid mit ihm.

**Statt weiter in bayerischen Vorabendserien sah man Sie dann mit internationalen Stars wie Meryl Streep und Ben Kingsley auf der Leinwand.**

Aber das waren nur kleine Rollen. Meine Rolle in „Gandhi“ ist ja am Ende fast völlig aus dem Film verschwunden. Aber so bin ich zum ersten Mal nach Indien gekommen. Ich war drei Monate dort, und das war schon sehr interessant. Spannend war auch zu sehen, welche Dimensionen so ein Film haben kann. Bei einem Fernsehfilm werden am Tag sechs, sieben Minuten gedreht. Bei einem Spielfilm wie „Gandhi“ sind es vielleicht nur zehn Sekunden.

**Aber auf den Geschmack gekommen sind Sie damals nicht? War Hollywood nichts für Sie?**

Man sagt ja immer zu mir: „Sie waren in Hollywood!“ – aber ich war nie in Hollywood. Dass ich zu der Rolle in „Gandhi“ gekommen bin, war reiner Zufall. Ich hatte für eine deutsch-britische Koproduktion einen Lord gespielt. Und da hat mich eine Casting-Dame zufällig im Schnitt gesehen. Und da sie gerade einen Deutschen in meiner Alter und meiner Größe suchte und das Aussehen wohl auch passte, haben die mich engagiert. Das hatte nichts mit meiner schauspielerischen Qualität zu tun. Hollywood war nie ein wirkliches Ziel für mich.

**Dabei war es ja 1983 quasi eine Oscar-Garantie, wenn man an Ihrer Seite spielen durfte.**

Stimmt, in den zwei Filmen, für die dann der Ben Kingsley und die Meryl Streep bei den Oscars 1983 als beste Hauptdarsteller ausgezeichnet wurden, habe ich auch mitgespielt – einmal eben in „Gandhi“ als Gandhis jüdischer Freund Hermann Kallenbach. Und der andere Film war „Sophies Entscheidung“, da hab ich den Auschwitz-Kommandanten Rudolf Höß gespielt. Das waren spannende Ausflüge ins internationale Filmgeschäft, karrieremäßig war das aber nicht so wichtig für mich.



Auf beiden Seiten des Gesetzes unterwegs: Halmer 1986 als einmaliger Tatort-Kommissar Sigi Riedmüller (mit Gustl Weißhappel und Michael Lerchenberg), selber ein Fall für die Kiberer im München-Tatort „Gestern war kein Tag“ 2011 und als Ludwig Anzengrubers „Meineidbauer“ in einer ARD-Verfilmung 2012; unten: beim Spazierengehen mit der MUH



**Sogar mit Omar Sharif haben Sie gespielt ...**

Der war zu der Zeit nicht mehr der große Star. Aber er hat viele Geschichten aus den alten Filmen erzählt, und das hat mich sehr interessiert. Wie das bei den Dreharbeiten von „Doktor Schiwago“ war, was für ein Typ der Kirk Douglas ist und so.

**Sie selbst spielen oft sperrige Typen. Reizen Sie diese Rollen besonders?**

Ja, ich bin ja auch ein schwieriger Mensch. Und dadurch wird das authentisch. Natürlich kriege ich auch besonders oft solche Angebote. Man hat halt so sein Image, und ich bin für viele inzwischen einfach der Grantler, der Zwiderer. Das muss ich nicht immer haben, aber es stört mich auch nicht. Meistens sind es ja schöne große Rollen.

**Wie wichtig ist es denn, als Schauspieler authentisch zu sein? Man spielt ja nicht nur sich selbst.**

Aber Sie haben als Schauspieler immer einen Werkzeugkasten dabei – mit den eigenen Erfahrungen. Und dann überlegen Sie, was Sie davon einbauen können. Da horchen Sie dann in sich hinein: Wie würde ich jetzt reagieren? Und so spielen Sie das dann. Schauspielerei ist das Gegenteil der Lüge. Ein Schauspieler muss ehrlich sein. Er muss die Wahrheit einer Figur herausfinden. Dazu kommt: Obwohl du eine Rolle spielst, kannst du dich nicht hinter der verstecken.

**Das heißt?**

Wenn du Maler oder Musiker bist, dann malst du ein Bild oder machst Musik, und wenn's den Leuten nicht gefällt, machst du halt was Neues. Wenn sie dich aber als Schauspieler nicht mögen, dann lehnen sie dich ja auch als Mensch ab. Sie mögen deine Stimme nicht, dein Aussehen, sie mögen nicht, wie du spielst. Das ist ja eine permanente Abwertung einer Persönlichkeit. Mit der muss man erst mal umgehen können.



Fotos: ARD/Degelo Film (2); ZDF/Commy Klein (1); BR Foto (3); ZDF/Thomas Kost (1); ARD Degelo/BR/Lisa Film/O. Roth (1); Florian Bachmeier (1)

### Man kann das Werk nicht von der Person trennen.

So ist es. Und das können viele nicht verdauen, wenn sie als Mensch abgelehnt werden. Andere machen sich falsche Vorstellungen von dem Beruf und sind enttäuscht, wenn sie erleben, dass man da ackern muss, sich durchsetzen sich ständig wehren. Meine Frau zum Beispiel war ja mit mir zusammen am Theater in Oberhausen. Wir waren beide Anfänger. Sie war auch sehr begabt. Aber nach einem Jahr hat sie beschlossen, dass sie das nicht mag. Dieser Kampf im Ensemble, diese Eifersüchteleien ... Da kommen ja so viele Dinge zusammen. Und da hat sie gesagt: Das mach ich nicht mehr.

### Hat Ihnen der bairische Dialekt in Ihrer Karriere mehr geholfen oder geschadet?

In der Schauspielschule war mir mein Bairisch schon im Weg, und ich habe versucht, es mir mit viel Üben abzuschminken. Gleichzeitig hat es mir aber auch sehr geholfen und einen Vorsprung anderen gegenüber verschafft. Bayern hat halt auch Figuren wie den Tscharli und den Monaco Franze hervorgebracht. Die kannst du dir nur hier vorstellen, und die kannst du nur als Bayer spielen. Dadurch haben die Bayern eine eigene Kultur. Drum gibt es hier die ganzen Volksschauspieler. Nur einmal konnte ich mit meinem Bairisch nicht überzeugen. Da war ich bei einem Casting für eine Kriminalkomödie, Regisseur war Kurt Wilhelm, der auch den „Brandner Kaspar“ auf die Bühne gebracht hat. Der hat mich abgelehnt, weil ich kein richtiger Bayer sei. Ich sei wahrscheinlich ein Preuße, der einen Bayer ganz gut nachmachen könne, aber er könne nunmal sofort erkennen, dass mein Bairisch nicht echt sei. Das fand ich lustig.

### Junge Menschen glauben es einem ja kaum, aber es hat einen Münchner „Tatort“ vor Batic und Leitmayr gegeben. Und auch Sie waren mal „Tatort“-Kommissar!

Das stimmt. Und bei Wikipedia stand mal, dieser „Tatort“ habe nicht funktioniert und drum sei der Halmer nur einmal Kommissar gewesen. Das Gegenteil ist der Fall! Wir hatten 54 Prozent Einschaltquote. Gut, damals gab es nur drei Programme, und im ZDF lief zur gleichen Zeit eine Oper.

### Wieso blieb es dann bei einer Folge?

Damals war der „Tatort“ gefährlich – du hast dann keine anderen Rollen mehr gekriegt. So ging es dem Bayrhammer, und so ging es anderen. Und man wurde schlecht bezahlt. 20.000 Mark für 31 Drehtage. Heute kriegen die 200.000 Euro. Ich wollte das dann nicht, drum habe ich abgesagt. Damals war „Tatort“-Kommissar auch noch nicht diese Prestige-Rolle wie heute.

### Hat Ihnen die Rolle nicht gefallen?

Doch, die Figur hat mir schon gefallen. Michael Kehlmann, der Vater des Schriftstellers Daniel Kehlmann, hat sie erfunden, und die war schon ganz lustig. Auch wieder so ein Grantler: der Riedmüller Siggi.

### Bereuen Sie im Rückblick, gleich wieder ausgestiegen zu sein?

Ich hab nie was bereut.



Halmer mit Bruno Ganz 1988 in der Serie „Anwalt Abel“ sowie mit Michaela May und Hannelore Elsner im Fernsehrama „Familienfest“ 2015; unten: Halmer diesen Frühling in seinem Haus im Chiemgau

**„Das Schöne am Alter ist, dass man sich selber akzeptiert: So bin ich jetzt, das ist mein Charakter.“**



### Es gab dann aber eine Figur, der Sie über viele Jahre treu geblieben sind, den Anwalt Jean Abel. Waren Sie da nicht auch auf eine Rolle festgelegt?

Doch, und in der Zeit habe ich auch wirklich kaum andere Rollen bekommen. Aber ich habe viel besser verdient. Da konnte ich mit zwei „Abel“-Folgen im Jahr gut über die Runden kommen. Das war das eine. Und dann habe ich die Figur auch wirklich besonders gern gespielt. Das war so ein bisschen ein Tscharli als Anwalt. Und auch so eine Art Robin Hood, eine grundehrliche Figur. Und meinem Vater konnte ich sagen: Du wolltest immer, dass ich Anwalt werde, jetzt bin ich einer – und ein viel berühmterer, als ich es in Rosenheim je geworden wäre.

### Hannelore Elsner, mit der Sie noch vor kurzem gedreht haben, ist jetzt gestorben.

Hannelore war tatsächlich eine der ganz Großen. Es hat großen Spaß gemacht, mit ihr zusammenzuspielen. Vor vier Jahren haben wir den Fernsehfilm „Familienfest“ gedreht. Und jetzt im März haben wir in der BR-Produktion „Lang lebe die Königin“ ein Paar gespielt. Ich wusste nichts von ihrer Krebs-Erkrankung. Sie spielte mit vollem Einsatz – wie immer. Und dann hieß es von einem Tag auf den anderen, wir müssen den Dreh stoppen. Da war sie dann schon zu krank. Das war ein Schock. Bis dahin waren es sehr angenehme Dreharbeiten. In den Pausen haben wir viel von früher geredet, von Kollegen, von Drehorten. Wir waren ja gleich alt, hatten teils denselben Erfahrungsschatz. Das waren dann Dimensionen von 50 Jahren, über die wir geredet haben. Das ist schon lustig, wenn man so weit zurückblicken kann im Leben.

### Ist das das Schöne am Alter?

Nein. Das ist zwar manchmal recht unterhaltsam, aber man darf nicht in der Vergangenheit leben. Das Schöne am Alter ist etwas anderes. Es ist, dass man angekommen ist. Es dauert schließlich eine Weile, bis man sich selber in seinem Wesen akzeptiert und sagen kann: So bin ich jetzt, das ist mein Charakter, da muss man nicht mehr herumkratzen. Und dazu kommt dann vielleicht noch etwas anderes – nennen wir es Altersmilde. Nicht in dem Sinne, dass man alt und schwach und dadurch milde wird. Aber es gibt ja auch die Milde, die einen erkennen lässt, dass alles nicht so wichtig ist, wie man als junger Mensch vielleicht gedacht hat. Zum Beispiel, dass kaum etwas wichtig genug ist, sich dafür Feinde bis ans Lebensende zu machen.

\* \* \* \* \*

Günther Maria Halmers Autobiografie „Fliegen kann jeder. Ansichten eines Widerborstigen“ ist 2017 im Verlag C.Bertelsmann erschienen.

